Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 86 (1999)
Heft: 3: Im Spannungsfeld : Familien und Schule

Artikel: Vom Werden und Nichtvergehen der Familien
Autor: Duss-von Werdt, Joseph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-528291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joseph Duss-von Werdt

Vom Werden und Nichtvergehen der Familien

Josef Duss-von Werdt zeichnet ein glasklares Bild der heutigen Familien, er analysiert die vielfältigen Erwartungen, die an Familien gestellt werden. Der Fachmann für Familienfragen plädiert für die ernsthafte und konsequente politische Unterstützung der familiären Systeme.
Dieser Text ist familienfreundlich, (menschlich) engagiert, (politisch) pointiert und nicht wissenschaftlich.

Familie wandelt sich ständig, weil sie lebt. Und sie lebt solange es Kinder gibt. Ja, sie leibt und lebt buchstäblich, trotz all der Todesanzeigen, die mit leierhaftem Rhythmus in Reden, Gazetten, Pamphleten, profanen und andern Predigten auftauchen. Totgesagt werden darin wohl eher die eigenen Familien-Illusionen und -Bilder, hochstilisierte Phantome, Idole und Ideale. Der seelischen und gefühlsmässigen Entsprechungen und Betroffenheiten mögen es viele sein: Frustration, Schuldgefühle des Scheiterns, Wünsche nach Weitergabe eigener Erfahrungen, Entwürfe einer gesitteten Gemeinschaft, Utopien der Hoffnung, Sehnsucht nach einer heilen Welt, die umso ferner rückt, je näher man sie glaubt. Aus solchen und ähnlichen Gründen wird Familie beschimpft und gelobt, angegriffen und verteidigt. Kurzum, Familie erregt die Gemüter immer wieder neu.

Wer kann der Familie gegenüber schon neutral sein? Nicht einmal abgebrühte Wissenschafter und Familientherapeuten! Jede und jeder ist so oder so Partei, weil er Familie am eigenen Leib und an der eigenen Seele erlebte und lebt. Und das prägt die jeweilige Sicht, die Vor-, Ab- und sonstigen Urteile in Sachen Vater, Mutter, Mann, Frau, «verkommenen Söhnen und missratenen Töchtern» (nach einem Buchtitel von *Peter von Matt*), Erziehung, Sexualität, Liebe, Geborgenheit und allem, was mit Familie verbunden wird. Trotz meiner vielschichtigen Erfahrungen in beruflichen und andern Belangen halte ich nach wie vor viel von Familien, welche besser sind als ihr Ruf, jedoch wenig von «der» Familie. «Die» Familie gibt es nur in Köpfen, Ideologien und Lehrbüchern.

«Die» Familie gibt es nur in Köpfen, Ideologien und Lehrbüchern.

Dass sich nicht nur die Ansichten über die Familie, sondern die Familien, wie sie leiben und leben, in einer Krise befinden, sei damit jedoch nicht in Abrede gestellt. Aber vielleicht könnte folgender Probiergedanke beim Weiterlesen behilflich sein: Familie ist ein kritisches Phänomen, und das macht sie so stabil. Was lebt, erlebt Krisen mit zwei möglichen Ausgängen: Chancen des Wachstums, Gefahr des Zerfalls. Deshalb sind nicht die Krisen das Problem, sondern die Art und Weise, wie damit umgegangen wird.

Familie ist konkret und deshalb allgemein nicht definierbar

Jede Familie gibt es nur einmal, was sich zwar noch nicht überall herumgesprochen hat.

Versuchen Sie einmal, *nicht* an bestimmte Familien zu denken, wenn sie von Familie reden. Es wird Ihnen nicht gelingen. Familie ist jedesmal etwas ganz Konkretes, existentiell Bedeutsames. Jede Familie gibt es nur einmal, was sich zwar noch nicht überall herumgesprochen hat. Die Flachwalze vom Typ «Die Familie an sich und überhaupt» verallgemeinert nach wie vor unbarmherzig über die erlebte und gelebte familiäre Wirklichkeit hinweg.

Wenn man von dieser Familienwirklichkeit einmal absieht, weiss jede und jeder sofort, was «die» Familie ist: Ein Elternpaar, (in der Wunschregel glücklich) verheiratet, mit mindestens einem, höchstens zwei minderjährigen Kindern. Auch die Rollen sind «an und für sich» klar: Die Mutter ist rund um die Uhr für das Kind da, auch wenn sie ausserhäuslich arbeitet, denn sie gehört an den Herd. Der Vater hat eine Arbeit (zu haben), damit er die Familie ernähren kann. Tut er das nicht, steht er in irgendeinem Verdacht, selber daran schuld zu sein.
So sieht, etwas karikiert, eine verbreitete Norm aus. Normen haben es an sich, nicht immer oder immer seltener eingehalten zu werden. Was normativ definiert wird, stellt die Familienideologie dar, wie sie in Gesellschaft, Politik, Gesetzen, Predigten und anderswo ihre Spuren zieht.

Die zunehmend weniger gelebte «Normfamilie»

Nähert man sich der gelebten Wirklichkeit über die Statistik an, verfeinert sich das Bild bereits erheblich. Die «Normfamilie» bildet zwar eine noch beachtliche Mehrheit, doch werden dabei auch jene Einheiten mitgezählt, in denen die beiden Eltern mit «meinen, deinen und unseren Kindern» unter dem gleichen Dach wohnen. Vater oder Mutter sind dann entweder geschieden, verwitwet, das erste Mal oder das 2. bis xt. Mal verheiratet, gleichzeitig Eltern- und Stiefeltern. Mitgezählt sind auch bisher kinderlose Expartner aus früheren Beziehungen, die jetzt in einer neuen Beziehung Kinder miteinander haben. Andere Kombinationen sind nicht nur theoretisch möglich, sondern auch wirklich vorhanden. Die sog. «zusammengesetzten», «Patchwork-» oder «Fortsetzungsfamilien» machen einen beachtlichen Teil der statistisch als «normal» geltenden Familien aus.
Doch auch andere Arten der Gattung schlagen in zweistelligen Prozentzahlen zu Buche. In 12–15%, je nach Region, lebt ein Elternteil, – 9 von 10-mal ist es die Mutter –, allein mit dem oder den Kindern zusammen. Diese Gruppierungen werden «Einelternfamilien» genannt, die Mutter bzw. der Vater sind «alleinerziehend» und üben meistens auch die «elterliche Gewalt» allein aus. («Elterliche Gewalt» muss offenbar ausgeübt werden, in welcher Familienform auch immer. Solange der Ausdruck alltags-, beamten- und gesetzessprachlich noch gebraucht wird, schreibt man den Eltern Gewalt als ganz normal vor.)
Stanzt man Familien nicht in eine Norm oder entwirklicht sie statistisch, sondern versucht zu beschreiben, was man links und rechts und bei sich selber beobachtet, verfeinert sich das Bild nochmals. Man merkt bald,

dass das dann zu immer mehr Verästelungen führt, welche jede Katalogisierung von Famlientypen als Vergröberung der gelebten Wirklichkeit erkennen lässt.Und zudem stellt uns auch dann die Sprache erneut keine angemessenen Bezeichnungen mehr zur Verfügung. Nachdem Sprache das markanteste Instrument ist, mit dem wir Wirklichkeit konstruieren, lohnt sich ein kurzes Innehalten bei der Frage, wie wir denn von Familien sprechen (können).

Wie von Familien sprechen?

Ist eine Familie denn wirklich «vollständig», wenn der Vater beruflich so absorbiert ist, dass er nicht mehr in die «Familienplanung des alltäglichen Zusammenlebens» einbezogen werden kann? Ist sie auch «intakt», wenn Kinder missbraucht werden, Hauptsache ist, es sind zwei «Elternteile» da? Der Ausdruck «Einelternfamlie» ist biologisch betrachtet ein Unsinn und sozial gesehen fragwürdig. Jedes Kind hat (vorläufig noch) zwei Eltern, auch dann, wenn es eine «Retortenzeugung» ist, weil auch da ein Mann und eine Frau «Spender» von Lebenszellen sind. Aber auch sozial ist das Wort «monoparental» unangemessen. Die Scheidung zum Beispiel löst eine Famlie nicht auf, sondern verändert sie. Wer auszieht, ist nur in den seltensten Fällen völlig aus der Familienwelt verschwunden. Er übt ein Besuchsrecht des Kindes aus, weil dieses einen rechtlich verbürgten Anspruch auf Kontakt mit dem Vater oder der Mutter hat, die nicht mehr mit ihm zusammenleben. Wenn zudem das im Jahre 2000 in Kraft tretende neue Scheidungsrecht die gemeinsame Sorge einräumt, überlebt die Zweielternfamilie in einer neuen Form.

Mit dem neuen Kindschaftsrecht ist das un- oder ausserehelliche Kind dem ehelichen gleichgestellt, und es gibt «unverheiratete Eltern mit <ledigen> Kindern». Sowohl im Kindschafts- wie im Scheidungsrecht kommt immer mehr die Idee der «unauflöslichen Familie» («Parents for ever» zum Tragen. Recht spiegelt jedoch in der Gesellschaft wirksame Werte und Auffassungen.

Alleinerziehende erziehen selten allein. Mütter haben oft einen Freund («de neu Papi»), Männer eine Freundin («s'ander Mami»). Zudem sind generell die Erziehungberechtigten nur zu einem kleinen Teil die alleinigen Erzieher.

Nur durch den Tod der Eltern, nicht jedoch nach ihrer Scheidung, werden Kinder zu Waisen. Der Ausdruck «Scheidungswaisen» ist in hohem Mass moralinhaltig und dient der Einimfpung von Schuldgefühlen. Dass wir in Sachen Familie eine wertende Sprache haben, ist durchaus verständlich, denn Familie ist ein hoher Wert, der sich, wie gleich anschliessend unterstrichen wird, am Kind misst.

Der Ausdruck «Scheidungswaisen» ist in hohem Mass moralinhaltig.

Familie im Singular und im Plural

Was daraus folgt? Von «der» Familie im Singular kann man nicht reden. Es braucht den Plural ohne feste Endzahl. Wer sich darüber aufregt, ändert nichts. Wer einmal mehr über den Werteverlust lamentiert, weil offenbar nur er weiss, was die Familie ist, wird selber auch nicht besser, wenn er andere schlecht macht.

Versuchen wir es mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner: *Wer Familie sagt, sagt Kind.* Denn eine kinderlose Familie ist ein Widerspruch in sich. Eltern werden wir durch die Kinder. Kinderlose Eltern gibt es keine, auch wenn die Kinder ausgezogen oder gestorben sind. Elternsein ist eine nie mehr umkehrbare Beziehung zu Söhnen und Töchtern, die umgekehrt ihre Beziehung zu Vater und Mutter nie rückgängig machen kann. Wenn man von solchen Überlegungen ausgeht, lässt sich eine Minimaldefinition von Familie formulieren, die ein gemeinsames Element für alle die vielgestaltigen Formen enthält: *Die Gegenwart mindestens eines Kindes, das mit mindestens einem Erwachsenen, welcher über eine (unbestimmte/unbestimmbare) längere Zeit kontinuierlich mit ihm zusammenlebt und die Sorge für es verantwortet, macht den Kern der Kernfamilie aus.*

Rückblenden in die Geschichte

Wer von «der» Familie glaubt reden zu können, stellt alle Uhren ab und geht davon aus, bei der Familie handle es sich um eine zeitlose, stetig gleichbleibende Gestalt menschlicher Gesellung und Gesittung. Familien mögen zwar beharrliche Gebilde sein, aber der Wandel, den sie im Verlaufe der Zeiten durchgemacht haben, ist enorm. Nur ein paar Hinweise auf die kurze Familienzeit der letzten zweieinhalb Jahrhunderte.

Die als Normfamilie bezeichnete Form ist sozialgeschichtlich jung. Die Anzahl ihrer Kinder ist im Schnitt nicht kleiner, als in früheren Generationen, die man für ihre Grossfamilien fälschlicherweise idealisiert. Hätten sie soviel überlebende Kinder gehabt, wie geboren wurden, wäre die Überbevölkerung damals bereits ein akutes Problem geworden. Im Zeitraum von 1786 bis 1795 gab es zum Beispiel in der Stadt Luzern 55% Familien mit 0–4 Geburten, 37% mit 5–9 Geburten und 8% mit 10 und mehr Geburten. Die durchschnittliche Zahl betrug 4,5 Geburten je Familie. Doch ist eines zu beachten: Nicht der Kinderreichtum ist ein Merkmal früherer Generationen, sondern der *Geburtenreichtum und die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit.* Die letzte war zum Teil so hoch, dass nur etwa die Hälfte der Neugeborenen das Jugendalter erreicht hat (*Höpflinger,* S.57). Zwischen 1867 und 1871 starben in der Schweiz rund ein Viertel aller Lebendgeborenen im ersten Lebensjahr (Im Kanton AI waren es sogar 40%) (*Höpflinger*, S. 133). Hinzu kam die Müttersterblichkeit, was zu Halbwaisen führte, die dann oft durch die Zweitheirat des Vaters wieder Stiefmütter bekamen, die sicher nicht alle so bös waren, wie die üblen Redensarten sie heute noch haben wollen. Viele gebärende Frauen erlebten die Wechseljahre nie, weil sie vorher starben. Im Längsschnitt ergaben sich für die Kinder in diesen Fällen auch schwere Einschnitte in ihre Biographie, die wahrscheinlich für viele von ihnen mindestens so schmerzlich waren, wie wenn der Fluss des Familienlebens durch Trennung und Scheidung der Eltern umgeleitet wird.

Zwischen 1867 und 1871 starben in der Schweiz rund ein Viertel aller Lebendgeborenen im ersten Lebensjahr.

Demographisch ist weiter die erhöhte Lebenserwartung zu berücksichtigen. Die meisten Frauen gebären die gewünschten und die andern Kinder vor dem 30. Lebensjahr und leben dann im Schnitt noch über 50 Jahre weiter. Dass vier Generationen der gleichen Familie zur gleichen Zeit

leben, ist keine Ausnahme. Das hat Auswirkungen auf das Verwandtschaftsnetz und die intergenerationellen Zusammenhänge. Die dritte Generation ist schon pensioniert, wenn die vierte noch lange lebt, und übernimmt gleichsam in einer Umkehrung des Familienzyklus elterliche Sorgen für die eigenen Eltern …

Der Anthropologe Lévi-Strauss sieht in jeder Familie die mehr oder weniger dramatische Begegnung zwischen Natur und Kultur. Demnach gibt es für ihn keine «rein natürliche Familie». Natur ist, dass nur Frauen Kinder gebären. Was aber nachher mit dem Kind geschieht, ist Kultur. Dass mehr oder weniger ausschliesslich die Mutter es pflegt, ist Teil des Sozialvertrages zwischen den Geschlechtern innerhalb einer gegebenen Gesellschaft. Als das Ammenwesen noch eine massgebliche Betreuungsart in den ersten Lebensjahren des Kindes war, galt es in gewissen Kreisen als «unschicklich» und «unästhetisch», Kinder zu stillen. Ärmere Leute übergaben ihre Kinder Ammen, weil sie keine Zeit und kein Geld hatten, ihr Kind grosszuziehen. Wer darüber mehr wissen will, findet im Buch von *Elisabeth Badinter*, Mutterliebe, überraschendes Material und ein gutes Korrektiv gängiger Vorstellungen.

Natur ist, dass nur Frauen Kinder gebären. Was aber nachher mit dem Kind geschieht, ist Kultur.

Von einer natürlichen Arbeits- und Rollenteilung zwischen Mann und Frau zu reden, ist ebenso daneben wie tendenziös. Hätte jemand in der vorindustriellen Zeit zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Müttern unterschieden, wäre er in breiten Bevölkerungsschichten, besonders in den bäuerlichen und handwerklichen, nicht verstanden worden. Nur arbeiteten die Mütter meistens zuhause. Der Mann aber auch, nämlich im Familienbetrieb. Erst mit der Industrialisierung kam jene Arbeitsteilung, die heute noch als Norm gilt, auch wenn daran fortlaufend kosmetische Eingriffe vorgenommen werden. Im Zuge der gleichen Entwicklung nahm die Häufigkeit der Zweigenerationen-Familien zu, die nicht im Sippenverband, sondern allein innerhalb eigener vier Wände lebte. Eine neue Siedlungsform der Einfamilien-Wohnungen begann sich im Massenmassstab zu verbreiten. Damit veränderte sich vielerlei: Die Beziehungen zur erweiterten Familie und Verwandtschaft wurden räumlich mindestens distanzierter. Damit verbunden verdichtete sich das Beziehungsnetz innerhalb der Kernfamilie, was die Gefahr der emotionalen Überforderung und Erhitzung sowie der Verschärfung des Generationenkonfliktes erhöhte.

Die Arbeitsteilung, verbunden mit der Auspaltung der Bereiche Innen und Aussen, führte zur mutterzentrierten und vaterfernen Familie, mit all den Folgen, aus denen heraus unter andern zunächst Psycho-, und später Familientherapien, aber auch soziale und politische Emanzipationsbewegungen entstanden.

Einseitige Anpassung der Familien an Wirtschaftsstrukturen

Die durch die Industrialisierung bewirkte familiäre Arbeitsteilung geriet seit geraumer Zeit wegen der zunehmenden ausserhäuslichen Berufstätigkeit der Frauen ins Rutschen. Aber nicht nur deshalb. Wieder stehen wir mitten in einer Veränderung der wirtschaftlichen Strukturen, aus der ein neues Rollengefüge innerhalb der Familien entstehen kann.

Kennworte dafür sind Arbeitslosigkeit und fliegende Arbeitsplätze. Was die erste betrifft, entsteht sie u.a. dadurch, dass menschliche Arbeitskräfte in der Wirtschaft immer entbehrlicher und ersetzbar werden durch Einheiten, die keine Ferien, keine Sozialversicherung, Alters- und Krankenvorsorge beanspruchen, sondern bloss Reparaturen, Wartung und Ersatz durch die noch leistungsfähigere nächste Computergeneration. «Vollbeschäftigung» scheint nach und nach zum antiquierten Wortschatz zu gehören. Fliegende Arbeitsplätze können dank Laptop, Handy, Generalabonnement SBB, Internet und E-Mail in Cafeterias, Schummerbars, Parkanlagen, Gondelbahnen und nicht zuletzt in Familienwohnungen eingerichtet werden. Die Heimarbeit ist jetzt schon für viele Männer und Frauen, Mütter und Väter nicht mehr blosser Zustupf zum Budget, sondern Haupterwerbsquelle. Die Trennung von Familien- und Arbeitswelt wird damit wieder durchlässiger. Das häusliche Territorium ist neu zu verteilen, was keinesweg immer ohne gewaltsame «Landnahme» (zu wessen Lasten?) abgeht. Wenn man weiter phantasiert, taucht das Thema «Kinderarbeit» wieder auf. Während Papi und Mami weg sind, können Anneli mit dem Hansli zusammen das Telefon hüten, Bestellungen aufnehmen, Päckli machen, ohne vertraglich dazu verpflichtet zu sein.

Heimarbeit ist jetzt schon für viele nicht mehr blosser Zustupf, sondern Haupterwerbsquelle.

Damit sind wir schon lange bei den Erwartungen an die Familien angelangt. Allerdings ist es in dieser Allgemeinheit wieder nicht möglich, etwas mehr oder weniger Gemässes dazu zu sagen. Schaut man hingegen näher hin, wer was wann wie und wo von Familien erwartet, lässt sich konkreter darüber reden.

Wer erwartet was von Familien?

Die persönlichen Erwartungen, so zahlreich wie die Familienmenschen, sollen hier weitgehend unbeachtet bleiben. In einer bestimmten Leistungs-Gesellschaft werden von den Familien bestimmte «Leistungen» erwartet, weil Familien tragende Strukturen ihres Gefüges darstellen. In unseren Breitengraden spielt dabei die Trennung von privat = Familie und öffentlich = Gesellschaft, Staat, Institutionen eine zentrale Rolle. Sie entspricht dem Modell einer «bürgerlichen Ordnung», wie sie sich seit bald drei Jahrhunderten entwickelt hat. Zum Inbegriff des Privaten gehören die subjektiven Erwartungen nach abgeschirmtem Eigenraum, Geborgenheit, Entspannung, Zuwendung, Plausch. Hinzukommen die subjektiven Erfahrungen mit diesen Erwartungen, darunter mit der Tatsache, dass sie nicht immer erfüllt werden.

Von aussen bekommen die Familien Aufgaben zugeordnet, z.B. fast ausschliessliche Erziehung und Betreuung der Kleinkinder, Anleitung der Kinder und Jugendlichen zu Gesundheitspflege, Verantwortung für eigene Belange, finanzielle Sicherung des Familienbedarfs, Aufgabenhilfe, Umgang mit Medien und vielem mehr. Im Verlaufe der letzten Jahrzehnte ergab sich eine Umlagerung von Aufgaben zwischen Familien und Öffentlichkeit. Die Sozialversicherungen zum Beispiel übernahmen vieles von dem, das früher als familiäre Aufgabe galt. Die Schulen, aufgrund der allgemeinen Schulpflicht gesellschaftliche und nicht familiäre

Einrichtungen, stehen in einem dauernden Tauschhandel mit Familien, wer was zu machen hat.
Das Verhältnis von privat-familiär und öffentlich ist komplex. Was den Familien zur Erfüllung anheimgestellt ist, bezieht sich nicht nur auf die Zeit der Unmündigkeit ihrer Kinder. Der hehre Satz, dass zuhause beginnen müsse, was leuchten soll im Vaterland, konstruiert eine Ursache-Wirkungs-Kette, die in allen möglichen Zusammenhängen beschworen wird. Wenn ein Kind nicht gut tut, weist man mit oder ohne Zeige- und Drohfinger rasch auf die Familie. Drogenprobleme, Jugendkriminalität, Gewaltexzesse und anderes werden mit schlechten Familienverhältnissen kurzgeschlossen, obwohl sie in den besten Familien vorkommen können. Nur haben viele von diesen die besseren Möglichkeit der «Tarnung». War es denn bei all denen, die im Rampenlicht stehen, im Dienste aller erfolgreich sind, oder bei jenen, die «krumme Touren» an der Grenze des Legalen drehen, in jedem Fall nur zum Besten bestellt? Dorthin, wo Steine geworfen werden, gehörten in vielen Fällen Rosen.
Familien sind oft wehrlose Sündenböcke. Wenig bekannt ist, dass das Bild dieser unschuldigen Tiere aus der Bibel stammt. Dort müssen sie nicht eigene Schuld, sondern die Schuld des ganzen Volkes auf sich nehmen, um dann zur Entlastung eben dieses Volkes in die Wüste geschickt zu werden. Die Selbstgerechtigkeit baut sich auch da an der Ungerechtigkeit gegenüber andern auf.
Betrachtet man einzelne Absender von Erwartungen an die Adresse der Familie für sich, wird einem klar, mit welch gegensätzlichen Ansprüchen Familien konfrontiert werden.
Mehr als Beispiele gedacht, wollen wir uns einige genauer ansehen.

Wenn ein Kind nicht gut tut, weist man mit oder ohne Zeige- und Drohfinger rasch auf die Familie.

Erzieherische Erwartungen

Unter dieser Überschrift wird nicht zuerst an Pädagogisches im engern Sinn gedacht, sondern daran, was im weiten Begriff der «Sozialisierung» verpackt ist. Für Kinder ist eine Familie, wie immer sie im einzelnen aussehen mag, die primäre Agentur, welche sie in die konkrete Welt, ihre Strukturen, Ziele und Normen einführt. Hier werden Sprache, alltägliche Fertigkeiten des Umgangs mit sich selber, mit andern, mit Dingen, Ideen und Werten erlernt. Erwartet wird, dass dies im Sinne gesellschaftlicher Integration und Anpassung geschieht. Ein «Erziehungsstil», der in eine andere Richtung geht, gerät im Umfeld rasch in Verruf. So höre ich häufig das Argument, Kinder dieser oder jener Famlien seien deswegen missraten, weil sie antiautoritär erzogen wurden.
Da Familien nicht in einem abgeschotteten Raum leben, sondern die Öffentlichkeit durch alle möglichen Ritzen und Kanäle vom ersten Lebenstag des Kindes an «miterzieht», sehen sich Eltern ständig konfrontiert mit Unterschieden, Ratschlägen, Verunglimpfungen, schuldinduzierenden Forderungen, wirklichen Hilfen oder wohltuenden Bestätigungen. Und das alles neben- oder hintereinander.

Konfessionelle Erwartungen

Glaubensgemeinschaften verschiedenster Prägung sehen in Familien die hauptsächlichen Vermittler ihrer eigenen Botschaften. Deshalb sind

sie im eigenen Interesse «familienfreundlich» und wertkonservativ in ihrer Haltung gegenüber Familien. Das gemeinsame Bekenntnis kann sich in den verschiedenen Phasen des familiären Lebenszyklus unterschiedlich auswirken. Auf der einen Seite hält es vielleicht die Familie zusammen, was wohl in der frühen Phase häufiger ist, als später. Denn auf der andern Seite kann dann die pubertäre Notwendigkeit der Selbstfindung zur Auflehnung gegen die konfessionelle Einbindung führen, als Zwang empfunden und zurückgewiesen werden. Eine religiöse Überzeugung kann ein wichtiger Indikator dafür sein, was eine Familie eint oder trennt, wie sie ihren Weg «meistert» oder nicht.

Wirtschaftliche Erwartungen

Familien sind für die Wirtschaft als Konsumentinnen am interessantesten.

Nachdem Familien in ihrer Mehrheit nicht Eigentümer von Produktionsmitteln und eigenen Betrieben sind, sind sie für die Wirtschaft als Konsumentinnen am interessantesten. Ihr Konsum gilt freiwirtschaftlich als einer der entscheidenden Motoren des «Wachstums». Nicht nur die Gruppe, sondern auch die einzelnen Mitglieder jeden Alters sind umworbene Kunden und Kundinnen. Der Phantasie, ihnen mit verlockenden Angeboten bis an die Grenzen ihrer Kaufkraft so viel wie möglich zu entlocken, sind keine Grenzen gesetzt. Es würde sich lohnen, einmal dem Spiel mit Werten nachzugehen, welches eingesetzt wird, um zum Beispiel Eltern zum Kauf zu bewegen. «Sie lieben doch ihr Kind, nicht wahr? Also gönnen Sie ihm unser...!» Kann man da der Versuchung widerstehen, selber «käuflich» zu werden?

Bedürfnis und Angebot erzeugen sich wechselseitig. Es wird keineswegs nur das hergestellt, was gefragt wird, geschweige denn nur das, was es zum Leben braucht. Abgewandelt auf die Familie lautet ein Spruch: «Es gibt Familien, die kaufen Dinge, die sie nicht brauchen mit dem Geld, das sie nicht haben, um Nachbarsfamilien zu ärgern, die sie nicht mögen.»
Hat die Wirtschaft auch noch die Erwartung, dass in der Familie künftige Arbeitskräfte nachwachsen? Antwortlos offen sei die Frage.

Politische Erwartungen

Kaum irgendwo ist so häufig in der Einzahl von der Familie die Rede, wie in der Politik. Aber auch Politiker denken dabei wahrscheinlich an bestimmte Familien, auch an ihre eigenen.
Die abstrakte Einheitsfamilie wird je nach politischer Couleur anders eingefärbt. Das zeigte auf eidgenössischer Ebene jüngst das jahrzehntelang verschleppte, nun aber zu einem vorläufigen Ende Seilziehen um die Mutterschaftsversicherung. Das Parlament wurde während heftigen Debatten zur Börse von Familienbildern aus dem idealisierten Gruselkabinett der Vergangenheit, aus aktuellen Aufnahmen und futuristischen Entwürfen, die zeigten, dass eben Familie jeweils das sein soll, was man selber dafür hält, weil es dem eigenen Programm entspricht. Männer waren da viel weiter weg vom Alltäglichen, als Frauen. Familie als Frauensache und Männergerede?

Politik spiegelt unsere plurale Gesellschaft. Das Plurale kommt in den verschiedenen Einstellungen und Meinungen zum Ausdruck. Einigkeit gibt es allerdings insofern, als Familien in unserem gesellschaftlichen Gefüge einen wichtigen Platz einnehmen. Die Kontroversen hingegen konzentrierten sich auf die Geschlechterproblematik. Unterschwellig bis offen kam ans Licht, dass die Frau an den Herd gehört, ohne Emanzipation alles o.k. wäre, Scheidung ein egoistisches Geschwür darstelle, Frau, Mutter und Kind dasselbe seien, nämlich eine (unmündige?) Einheit. Demgegenüber standen Forderungen, Frauen wie Männer seien rechtsfähige Subjekte mit gleichberechtigten Chancen, und Kinder ein wichtiges Gut.

Hinter allem taucht eine seit der Französischen Revolution ungelöste Frage auf: Lässt sich Demokratie auch in der Beziehung der Eltern untereinander verwirklichen? Das Modell der Partnerschaftsehe ist uns vertrauter, als das des partnerschaftlichen Elternseins. Dazu kommt noch, dass die unter dem Stichwort «Emanzipation» immer noch im Fluss befindliche Entwicklung sowohl innerhalb der Partnerschaften und Familien, wie auf ihre Bezüge zur Umwelt eine tiefgreifende Veränderung bewirkt.

Das Modell der Partnerschaftsehe ist uns vertrauter, als das des partnerschaftlichen Elternseins.

Familienpolitik: Kein ernstgenommenes Thema

Im Vergleich zu den Nachbarstaaten ist die Schweiz auf nationaler Ebene familienpolitisch eine Fehlanzeige. Das lässt sich historisch erklären, ist damit aber noch nicht gerechtfertigt. Ohne in eine lange familienpolitische Abhandlung zu geraten, sei von folgender Position ausgegangen: Die Erwartungen an sie kann die Familie nicht dadurch erfüllen, dass die Öffentlichkeit sich in ihre inneren Angelegenheiten einmischt, sondern indem sie ein familienförderliches Umfeld schafft. In einem von der Regierung in Auftrag gegebenen, rasch wieder verstaubten, jedoch keineswegs veralteten Familienbericht aus den Achtzigerjahren wurde immer wieder betont, Familienpolitik sei nicht ein Sonderbereich neben andern, sondern ein Leitthema in allen Bereichen von Erziehung, Bildung, Wirtschaft, Verkehr, Sozialem, Gesundheit, Sicherheit, internationalen Beziehungen. Das war damals auch der Versuch, sie dem Gerangel um parteipolitische Spezialitäten und Profilierungen (z. B. CVP = Familienpolitik; SP = Frauenpolitik; SVP = Was-ausser-Nein-Politik; FDP = Wirtschaftspolitik; AP = Mehr-Abgas-Politik) zu entziehen. Den damals vorgelegten Konzepten gegenüber blieben die etablierten Parteien, um es gelinde zu sagen, eher scheu. Viel mehr als «zur Kenntnis genommen» wurde der Bericht nicht, weil er neue Forderungen stellt, die bereits damals als wirtschaftlich unverträglich abgeschmettert wurden. Bekanntlich sind die Meinungen jeweils schon gemacht, wenn man zur Sache kommen sollte.

Das Umfeld des Kindes als Umfeld der Familie

Wie oben gesagt wurde, lassen Kinder die Familie entstehen und machen sie aus. Deshalb stehen Kinder auch im Zentrum der Frage nach der Umwelt der Familie. Dass die Welt der Kinder keine Kinderwelt ist, wissen wir alle und sie bedarf keiner weiteren Beschreibung. Dring-

licher ist die Frage nach den Wertordnungen, nach welchen Umwelt human gestaltet oder inhuman verunstaltet wird. Wo haben in der allgegenwärtigen Erwachsenenwelt Kinder überhaupt noch Platz? Unter welchen Bedingungen können Erwachsene, die Kinder haben und zu Kindern stehen, diesen einen Platz in einer von Erwachsenen besetzten Welt schaffen?

Die Frage kann auch anders angegangen werden: Was wird vom Umfeld der Familien her getan, dass sie den Erwartungen gewachsen sind? Wenn zum Beispiel von den Müttern erwartet wird, dass sie 7 mal 7 Tage rund um das Jahr für die Kinder da sind, setzt das voraus, dass der Vater allein für die «Betriebskosten» aufkommt. Darin enthalten sind Festkosten wie Mieten oder Hypozinsen, Eigenanteile an den Lohnnebenkosten, Steuern, Krankenkassenprämien. Ohne finanzielle Beiträge der Mütter können sich viele diese Kosten schlicht nicht leisten. Das heisst aber, dass sich viele nur dann Kinder «leisten» können, wenn auch die Frau mitverdient. Daraus entsteht ein Paradox: Es wird einerseits den Eltern viel (Energie, Zeit und Geld) abverlangt und anderseits ebenso viel dazu getan, dass sie den Erwartungen gar nicht gerecht werden können.

Es wird den Eltern viel abverlangt und ebenso viel dazu getan, dass sie den Erwartungen gar nicht gerecht werden können.

In den vergangenen Jahren wurden immer wieder Rechnungen darüber angestellt, wieviel ein Kind in Franken ausgedrückt kostet. Gut und schön. Aber es geht um viel mehr: Wieviel sind denn unserer Gesellschaft Kinder wert? Wieviel ist ihr die eigene Zukunft wert? Die Nagelprobe dafür wäre doch wohl darin zu sehen, welche Zukunftsperspektiven Kinder und Jugendliche von den Erwachsenen zur Verfügung gestellt bekommen.

Hie und da beschleicht mich der Verdacht, dafür sei in einer überalterten Gesellschaft wenig Interesse vorhanden. Ist nicht die Überalterung selber Ausdruck davon? Überaltert wird eine Gesellschaft, die sich nicht mehr so verjüngt, dass die Altersstruktur der Bevölkerung nicht mehr in einem gewissen Gleichgewicht bleibt. Welches sind denn die Werte, die wir in meiner Generationen (60plus) verfolgen: Wahrung des Besitzstandes? «Frohes Alter»?, «Pflichtsache Gesundheit?» Welches ist das Durchschnittsalter der Entscheidungsträger? Wie weit sind ihre Entscheidungen von den eigenen Altersbedingungen abhängig? Wie weit diktieren familienfremde und deshalb doch wohl eher inhumane Fakturen den Gang der Dinge? Solchen Fragen auszuweichen wäre Verdrängungstaktik.

Literatur

Elisabeth Badinter, Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, Zürich: Piper 1981.

Joseph Duss-von Werdt, Die Welt der Kinder ist keine Kinderwelt. Wem dienen kinder- und jugendpsychiatrische Dienste? Pro Mente Sana aktuell Nr. 4, 1998.

François Höpflinger, Bevölkerungswandel in der Schweiz. Zur Entwicklung von Heiraten, Geburten, Wanderungen und Sterblichkeit, Grüsch: Verlag Rüegger 1986.

Peter von Matt, Verkommene Söhne und missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur, München: Carl Hanser Verlag 1995.